

Fünf Punkte unterstrichen.

Nahrung statt Zeichen

DONATA SCHOELLER

Die Punkte, um die es hier gehen soll, stehen meistens mitten im Satz bei einem Denker, dessen Texte durch diese fünf Punkte schon formal auffallen. Das Ungewöhnliche an den ist nicht nur, dass sie ein neues Zeichen sind, sondern dass sie von einem Philosophen geschaffen worden sind. Dass sie meistens unterstrichen sind, betont ihre Bedeutung. Als Zeichen dienen sie nicht der Satzstruktur und zeigen auch nicht das Fehlen von Wörtern an. Sie machen auf etwas aufmerksam, was die Bedeutung unserer Sätze mit trägt, ohne dass das wiederum ein Satz von Begriffen wäre. Die fünf Punkte sind ein Zeichen eines philosophischen Grundgedankens, der in seiner systematischen Ausarbeitung eine Lücke in der sprachphilosophischen Herangehensweise zu füllen trachtet. Als Punkte deuten sie an, dass im jeweiligen Kontext, in dem sie sich befinden, kein einzelner Fachbegriff sie ersetzen kann. Das ist der springende Punkt dieser Punkte: sie schaffen den Raum, um auf ein Geschehen hinzuweisen, das auf keinen Begriff reduziert werden kann, das sich aber in alle unsere Begriffe bedeutend einbringt.

Wer sich auf die Wirkung der fünf Punkte einlassen will, muss bereit sein, seine routinierte Lesart zu entschleunigen. Er muss bereit sein, etwas beim Lesen zu erfahren, das so selbstverständlich ist, dass man meist darüber hinweg liest und auch leicht darüber hinweg schreibt oder spricht, weil man meistens bereits *damit* liest, schreibt oder spricht. Wenn man sich der Erfahrung, auf die die Punkte hinweisen, zuwendet, dann kann dies zu einem gewissen Staunen Anlass

geben. Als der Philosoph Eugene Gendlin – der Kreator der Punkte, um die es hier geht – bemerkte, dass es Ausdrucksakte gibt, die mit einem körperlichen Gespür einhergehen, das sich mit dem Ausdruck verändern oder gleich bleiben kann, hatte dies für ihn schwerwiegende Konsequenzen sowohl für die Sprachphilosophie als auch für die Theorie und Praxis der Psychotherapie. Er packte den Stier bei den Hörnern – in diesem Fall in Form von fünf Punkten – und suchte Wege, über Sprache so nachzudenken, dass dieses zugleich subtile und vitale Geschehen Berücksichtigung in unserem Denken über Sprechen und Sprache finden kann. Die fünf Punkte wurden so zum Anlass einer Philosophie, die sprachliche Bedeutung, Körper und Situation zusammen denkt, um Erfahrungen gerecht zu werden, die wir beim Sprechen und Schreiben machen können.

1. Beispiel: Der Dichter

»The poet stops in midst of an unfinished poem. How to go on? Perhaps there is only confusion. No leads.

The poet reads and re-reads the lines. Where they end something *does* come! The poet (knows, reads, senses.....) what these lines need, want, demand, imply What the next line must say is now already here – in a way. But how to say that? What is *that*? It is – the poet's hand is silently rotating in the air. The rotating gesture says that.

The poet tries this line and that. Many lines come. Some seem good. The poet listens into what each of those lines can say. Poets constantly listend into an unexplored openness – what can this new phrasing say? A great many such lines come and are rejected. The poet reads to the end of the written lines again and again. Each time that comes.

The lines that offer themselves try to say, but do not say – *that*. *That* seems to lack word, but no. The is very verbal: It knows the language well enough to understand – and reject – all the lines that come. Theat blank is not a bit pre-verbal; it knows what must be said, and it knows that the lines which came don't say that.

The blank is *vague*, but it is also more *precise* than the poet can as yet say. Poetry creates new phrases to say something new. This demands and implies a new phrase that has not yet come. (...)

Of course, in a way the blank is *said* – by the lines leading up to it. The poet can have (get back, keep a hold of, hear, sense.....) this blank by re-reading and listenting to the already written lines – over and over. So they do seem to say it, or, more precisely: They have a role in saying what is further to be said. But when the next line does come, it nearly always forces some

revision of these already written lines. The written lines imply something that will revise – those very lines.«¹

Die Herausforderung

Das Beispiel beschreibt anhand des Dichters, der ein Gedicht schreibt, einen Vorgang, der beim Schreiben der nächsten Zeile beteiligt ist. Der Vorgang, der hier beschrieben wird, ist nicht auf die Dichtung beschränkt. Dennoch ist die Wahl des Beispiels nicht zufällig. Das Beispiel ist bezeichnend für Gendlins Anliegen, auf etwas hinzuweisen, das durch gewisse andere Beispiele nicht in der gleichen Weise zum Vorschein kommt. Was beim Dichten geschieht, geschieht nicht, wenn wir befehlen, wetten, versprechen, wenn wir logisch folgern, wenn wir auf Sachverhalte wie »die Katze ist auf der Matte«² oder »dass Peter rothaarig ist«³ hinweisen, oder vom glatzköpfigen König von Frankreich sprechen, d.h. jene von der Philosophie viel beachteten Sprechakte vollziehen. Gendlins Beispiele geben entsprechend andere Fragestellungen auf, als beispielsweise die Unterscheidungskriterien von Aussageklassen oder die Verifikations- oder Geltungsbedingungen unserer konstativen oder performativen Propositionen.

Das philosophische Problem, auf das Gendlin hinweist, wird deutlich, wenn das, was wir zum Ausdruck bringen wollen, nicht bereits klar durch Beobachtung oder durch die Situation vorgegeben ist wie die Katze auf der Matte oder der Taufspruch in der Kirche. Mit einer gewissen Unklarheit dessen, was wir sagen wollen, sind wir ständig konfrontiert: sei dies im Gespräch über einen Film, der uns begeistert hat, im Verbalisieren eines Zusammenhangs, der uns neu erscheint, im persönlichen Gespräch, wo wir nach dem adäquaten Ausdruck eines Erlebens suchen, im Austausch mit unserem Partner, wo wir uns mit der Aufgabe herumschlagen, festzustellen, wo wir eigentlich stehen. In solchen Spielarten von Ausdrucksakten wird die Funktion der fünf Punkte deutlich. Denn obwohl das, was wir sagen, nicht vorgegeben

1 | Eugene Gendlin: »Thinking Beyond Patterns. Body, Language, and Situations«, in: B. den Ouden/M. Moen (Hg.), *The Presence of Feeling in Thought*, New York 1991, S. 47.

2 | John L. Austin: *Zur Theorie der Sprachakte*, Stuttgart 2007, S. 113.

3 | Ernst Tugendhat: *Egozentrität und Mystik*, München 2006, S. 24.

ist oder als nachprüfbarer Sachverhalt zu verifizieren ist, haben diese Beispiele ihre eigene Art der Referenz. Sie lässt sich dadurch charakterisieren, dass sie so »nahe liegt« (als Begeisterung, neue Einsicht, eine Erlebnisweise, ein Beziehungsgefühl), dass wir *uns* davon nicht trennen können. Und gerade in diesen Fällen fällt es uns in der Regel nicht leicht, zu sagen (oder zu schreiben), was wir meinen, denken, fühlen. Wie kommt das? Wir haben, kennen, spüren es doch, wird sind erfüllt von der Begeisterung oder der Einsicht oder dem Erleben oder der Beziehungsqualität. Was geschieht hier beim Sprechen, so dass sich solche Sprechakte allein schon aufgrund der damit einhergehenden Herausforderung auszeichnen? Worin besteht die Herausforderung? Sie erschöpft sich offensichtlich nicht allein in jenen Möglichkeiten, die Searle vor Augen hat, nämlich dass ich die Sprache »nicht genügend kenne«, oder der Sprache die Wörter fehlen⁴. Eher scheint die Herausforderung mit der Art der Referenz und ihrem Verhältnis zur Sprache zu tun zu haben, auf die sich diese Beispielklasse von Aussagen bezieht. Das Beispiel des Dichters macht klar, dass die nächste Zeile sich zwar auf die bereits vorhandenen Zeilen bezieht, aber nicht nur. Sonst könnte, wie Gendlin trocken bemerkt, jeder für jeden Gedichte fertig schreiben. Etwas kommt hinzu, das nur der Dichter »hat«, der das Gedicht schreibt. Die Schwierigkeit der nächsten Zeile hat mit dem Verhältnis der Sprache *dazu* zu tun. Die Herausforderung, von der hier die Rede ist, entsteht also nicht nur im Verhältnis zu Anderen (auf dieses Verhältnis vor allem scheinen sich sprachphilosophische Untersuchungen zu konzentrieren: inwieweit meine Ausdrücke verständlich, inwieweit sie überprüfbar, inwieweit sie kein Unsinn sind, inwieweit sie den Sprachkonventionen entsprechen). Aus dem Verhältnis von dem, was wir sagen wollen und den Worten, die es sagen, geht die Herausforderung des hier behandelten Ausdrucks aus. Man könnte meinen, dass dies nur eine persönliche bzw. subjektive Angelegenheit sei. Aber diese Klassifizierung greift zu kurz. Denn dieses Verhältnis bringt einen Ausdruck hervor, der eine spezifische Form von Tatsachen schafft. Wir wissen häufig, wie der Dichter, erst nachdem wir etwas formulieren konnten, was genau zu formulieren war. Diese formulierten Tatsachen wieder führen zu weiteren, anderen Tatsachen – subjektiver, aber ebenso objektiver Art.⁵ Deshalb ist es angemessen

4 | John R. Searle: Sprechakte. Ein Sprachphilosophischer Essay, Frankfurt/Main 1981, S. 35.

5 | Diese Unterscheidung von subjektiver und objektiver Tatsache beruft sich auf Hermann Schmitz, der nachweist, wie objektive Tatsachen eine Wirklichkeit auslassen, die sie nicht erfassen können, die aber ebenso

zu sagen, dass diese Art des Ausdrucks kreativ in einem buchstäblichen Sinn ist. Er beschreibt und performiert nicht nur, was zu beobachten ist oder was in einer gewissen Situation angesagt ist, sondern im schöpferischen Verhältnis von Ausdruck und Auszudrückendem werden Welten kreiert: seien dies grossartige geistige Werke oder weite Strecken unseres täglichen Lebens, die dadurch entstehen und sich verändern, *dass* und vor allem *wie* wir uns in unseren Stimmungen, Gedanken, Eindrücken, Einsichten, Anschauungsweisen, Befindlichkeiten über diese gegenseitig zum Ausdruck bringen können.

Ordentliches Erleben

Aber *was* geschieht im Ausdruck, wenn darin zugleich eine kreative Leistung liegt? Der Frage kann man sich mit Dilthey annähern, dessen systematisches Bemühen um einen Ausgangspunkt, der sich Reduktionismen welcher Spielart auch immer widersetzt, in seiner Aktualität von einigen kontemporären Denkern wiederentdeckt wird.⁶ Dilthey legt eine Basis unserer Ausdrücke frei, deren hartnäckige Universalität in keinem Begründungs-System verankert ist: »Alle Formen des Ausdrucks (...) entstammen aus dem Erleben selbst.«⁷ Die Herausforderung dieses Ursprungs liegt im Umgang damit, wenn dieser selbst Gegenstand der Reflexion wird. Dilthey ringt in immer neuen Ansätzen, diesen Ausgangspunkt theoretisch zu fassen, ohne dass dieser dadurch zugleich verdinglicht und ›objektiviert‹ wird.⁸ Gendlin geht hier einen Schritt weiter. Er arbeitet damit. Die fünf Punkte markieren bei ihm den Ausgangspunkt der Ausdrücke aus dem Erleben im jeweiligen Prozess des Ausdrucks selbst. Gendlin macht radikal ernst mit dem so angesetzten Ausgangspunkt und den Konsequenzen, die dieser Ausgangspunkt für das Denken haben kann. Denn der Ansatz unterminiert jede Tendenz, diesen wiederum strukturell-begrifflich ersetzen zu wollen. Jeder Versuch des Ersetzens mündet selbst wiederum aus einem Erleben und kann in letzter Konsequenz zur Abklemmung des Erlebens führen, wobei auch das erlebt ist. Den je erlebt

als Tatsache gefasst sein muss. Die Unterscheidung findet sich in ähnlicher Deutlichkeit bereits bei Dilthey in dessen Breslauer Ausarbeitung.

6 | Vgl. z.B. Jerome Bruner: *Acts of Meaning*, Cambridge London 1990, 35f.

7 | Wilhelm Dilthey, *Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt/Main 2006, 250.

8 | Vgl. zum Beispiel W. Dilthey: *Aufbau*, S. 248.

ten Ausgangspunkt unserer Ausdrücke als solchen zuzulassen, geht einher mit einer Entdeckung, die den Kernpunkt Gendlinscher Philosophie ausmacht: die spezifische Ordnung, die in diesem Ausgangspunkt in spezifischer Weise *gegeben* ist. Gendlin entdeckt aufgrund seiner phänomenologischen Untersuchungen sowohl in der kreativen als auch in der wissenschaftlichen wie therapeutischen Praxis, dass unser Erfahren und Erleben eine Ordnung mit sich bringen, die sich in Begriffen, Kategorien und Strukturen fortsetzen lässt, dadurch allein aber nicht hergestellt werden kann. Er macht somit auf zwei unterschiedliche Ordnungssysteme aufmerksam: das begriffliche und das experientielle. Das Verhältnis zwischen beiden steht im Brennpunkt seines Interesses. Seine Texte erscheinen regelrecht mit diesem Verhältnis zwischen Begriffen und vor- wie nachlaufendem Erleben (.....) zu experimentieren, um zu zeigen, welche Genauigkeit an Reaktion, welche weiterführende Wechselwirkung, welche unauslotbare Kreativität sich in dieser Beziehung abzuspielen vermag.

Die Eigenart dieses Verhältnisses wird am Beispiel des Dichters exemplarisch vorgeführt. Der Prozess des Dichtens macht wie mit dem Vergrößerungsglas deutlich, wie die Suche nach dem entsprechenden Ausdruck begleitet wird durch, das weder prä-verbal ist, noch bereits die Worte ›hat‹. Dieses kann zur Ablehnung von vielen Ausdrucksweisen führen, es kann hartnäckig bleiben als eine Art ›Forderung‹ – als ein Implizieren, wie Gendlin sagt. Es kann sich aber auch mit einem gewissen Ausdruck oder einem Satz verändern, es hört dann auf zu fordern bzw. zu implizieren. Dann wissen wir, dass es gelungen ist, zu sagen oder schreiben, was wir meinten. Wir suchen nicht weiter. Wenn dies jedoch nicht geschieht, können wir auf zurückkommen und es mit anderen Worten versuchen. Ein analoger Vollzug ist möglich, wenn wir nicht verstanden werden. Auch dann können wir das, was wir meinen, sagen wollen, mitzuteilen brauchen in gänzlich anderen Worten ausdrücken⁹. Die Forderung des ›Zu-Sagenden‹ und die Worte stehen nicht in einem eins zu eins Verhältnis, und doch in einem ganz spezifischen, weil viele Worte eindeutig nicht ›gehen‹. Wie geht das? Entscheidet hier lediglich ein vorgegebenen Sprachgebrauch, oder eine Art Logik der sprachlichen Handlung über unsere Wortwahl?

9 | Cavell denkt ergänzend kritisch über jene Bedeutungstheorien nach, die diese nur an den Worten festmachen und dabei den Punkt ignorieren, den die Worte machen wollen. Vgl. Stanley Cavell: *Claim of Reason*, Oxford 1979, S. 208f.

Gendlin bietet eine Betrachtungsweise für dieses Geschehen an, die sich durch einen weiteren Ausgriff auszeichnet. Er lässt, wie bereits angedeutet, die Fixierung auf eine tragende Struktur – sei sie pragmatisch-linguistisch oder logisch-analytisch zunächst beiseite, um auf einen anderen Umgang mit der Fragestellung überzuleiten. Die von ihm vorgenommene Verschiebung der philosophischen Aufmerksamkeit ist ungewöhnlich wie am Beispiel des Dichters deutlich wird. Denn Gendlin richtet die Aufmerksamkeit auf ein Geschehen, das den sprachlichen Ausdruck begleitet und stellt dieses Geschehen für das Verstehen von Sprache in den Mittelpunkt. Das gerade macht die Schwierigkeit der zu bewerkstelligenden Aufgabe aus. Er möchte dieses Geschehen so denken, dass es nicht wiederum unterfangen wird durch eine Struktur – welcher Art auch immer. Dahinter steckt eine Umkehrbewegung: selbst wenn wir eine Struktur hinter unserem Sprechen und Schreiben freizulegen versuchen, ist dabei ein Geschehen beteiligt, das die Bedeutung dieser Struktur *mit* trägt und was nicht zur Struktur werden kann. Die Struktur, die dieses Geschehen auszudrücken vermag, muss dieses also *darin* geschehen bzw. funktionieren lassen. Was darin funktionieren können muss, ist die, wie Gendlin an vielfachen Beispielen zeigt, subtile und supra-komplexe, wachstumsfähige und »responsive« Ordnung, die in dem Geschehen des Ausdrückens jeweils mitwirkt¹⁰.

2. Beispiel: Gespräch

»You have been listening to several people engaged in a complex theoretical argument. After a while you have a point to make. Yes, and it is a good point! You indicate that you want to enter in, and they stop and turn to you.

Now you make your point smoothly, usually there is no moment of a stuck blank. Perhaps you speak more slowly than usual; »picking your words carefully«. Of course you are not bus checking, each of several hundred thousand words, so you don't really pick them. Rather, you wait and – they come.

Now let me change the story:

You have been listening, you indicate that you want to speak, but now others go on talking, longer and longer. By the time the others do at last

10 | Eugene Gendlin: Responsive Order, Man and World, 30 (3), 1997, S. 383-411 oder ders.: Experiencing and the Creation of Meaning, 1962 Evanston.

turn to you – you have forgotten your point. ›Uhm, uh, just a minute‹ is all you can say. You had not rehearsed words to say your point. It was never in words, or so it seems. It was only an about-to-say.

Of course; an about-to-say does not consist of actual words.

What is an about-to-say?

›Uh... wait – I've got it; I know what it was!‹ It came again. Now you can speak, although even now there are not actual words.

If someone interrupts just then, you might lose it again, because – even the second time, the point did not come as words.

Is it meaning, without words? Does the story show that an about to say (a point, a making sense, a) exists without words? Of course not; your point is implicitly the words you are about to say. The words of the preceding discussion are also implicit in it. But your point is a new focusing – after all those words.«¹¹

Was hat der Körper damit zu tun?

Auch in diesem Beispiel wird deutlich, dass wir das, was wir sagen wollen, in bestimmter Weise *haben*, bevor es ausformuliert ist. Wir haben unseren Punkt, der aus der Diskussion, aber nicht nur aus ihr, erwächst und sich anpasst, je nach der Windung des Gesprächsflusses. Gendlin weist daraufhin, dass wir diesen Punkt nicht als ausformulierte Worte haben und dass wir ihn in einer gewissen Weise sogar *spüren* können. Wir ›spüren‹ den Punkt, den wir sagen wollen, und wir können dieses Gespür verlieren und wieder gewinnen während einer Diskussion. Es kann sich sogar verstärken, fast dringlich werden, wenn sich das Thema darauf zu bewegt, so dass es manchmal sogar schwer fällt, mit dem, was wir sagen wollen, an uns zu halten. Gendlin beschreibt:

»What is this ›it‹ which you can lose, regain, and lose once more? How and where do you have it? How do you know that you have lost it, or that it is back again? Words and externals do not alone perform these functions. They are functions of intricate implying.

The new phrases of the point and the situation-change they will make, these are still only implicit. You feel: ›Uhm, uh, I lost it, uhm‹, or ›Oh!, there it is again!‹ As you lose and regain it, you can keenly notice: you have (feel, sense, are.....) the in a bodily-sensed way.«¹²

11 | Eugene Gendlin: Thinking Beyond Patterns, S. 102.

12 | Vgl. ebd., S. 103.

Den Punkt *implizit haben zu können*, macht Gendlin als ein raffiniertes Geschehen deutlich. Es ist *körperlich* in einer ganz gewissen Weise. Was hat der Körper damit zu tun? Gendlin vermutet, dass der Körper mehr damit zu tun hat, als ihm bisher zugestanden worden ist. Mit dem Körper meint er nicht nur das Gehirn. Body fällt auch nicht mit der Charakterisierung von Leib zusammen im Sinne der Neuen Phänomenologie von Hermann Schmitz. Gendlin bezieht sich konkret auf den lebendigen Körper, der kann, was unser Körper kann: z.B. Diskussionspunkte ›spüren‹, Unbehagen im Gespräch empfinden, sich durch einen (sogar abstrakten) Gedanken wohler fühlen oder durch ein Wort gekränkt. Gendlin macht mit Dewey darauf aufmerksam, wie theoretische Probleme, sogar logisch-mathematische in gewisser Weise einen spürbaren Hof (felt meaning) haben, der unsere schlussfolgernden Züge leitet¹³. Selbst Namen von Menschen, an die wir denken, bringen eine Art Empfindung mit sich. Man kann dies bemerken, wenn man sich beispielsweise die Namen seiner Nachbarn aufruft und darauf achtet, was diese Namen auslösen. Verharren wir kurz dabei, so merken wir, wie viel darin implizit ›steckt‹ – eine Art Gesamteindruck unserer Beziehung zu dem Namensträger. Den Körper so zu denken, dass er nicht nur die (eher belanglose, hinderliche, pathische, enge oder weite) ›Unterlage‹ unseres kognitiven Bewusstseins ist, sondern dass er ein buchstäblicher Sprachkörper ist, dies wird an solchen Beispielen beunruhigend deutlich. Wenn wir bemerken *wie* die Worte kommen, allein durch den Bezug auf eine spürbare Bedeutung, so stellt diese Möglichkeit des Übergangs von Körpererleben zu Sprache eine noch kaum beachtete Problemstellung für das Denken dar.

»The coming of words is so clever! They come specifically and newly phrased to make just your point! The words come with their past uses taken into account. Much that you have read and know is taken account of, as well as the present situation, what you just heard these people say, what you know of them from other times, even the peculiar way in which *this* group uses certain words. Why are words and situations inherently together in the bodily focusing that implies the right words? Every word has a great many use-contexts each of which involves the use of other words as well. Use-contexts are situations. (...) Any actual use of a word can happen only as its many uses (many situations and their many words) cross to focally imply a sense-making step in this situation. So, *of course* the focal implying of a situation-change is also an arranging of word. Language is always

13 | Vgl. Eugene Gendlin: *Experiencing and the Creation of Meaning*, Evanston 1997, S. 46f.

focaled: actual speech newly focals the coming of each word. It must be so since a word is a gigantic system of situation-changes and other words. In the coming of words we can see that the body implies in this crossed and focaled way.«¹⁴

Das raffinierte Kommen eines Arrangements von Worten, das sowohl mit als auch trotz des üblichen Wortgebrauch der spezifischen, momentanen Bedeutungsanforderung genau entsprechen kann, wird zu einem Geschehen, über das man sich mit Gendlin zurecht wundern muss. Dieses Geschehen, das im Ausdruck stattfindet, macht deutlich, wie unbefriedigend ein Sprachverständnis mit diesem Geschehen umgeht, das mit einer gegebenen Parallelität von Bezeichnetem und Bezeichnendem vorlieb nimmt oder Bedeutungsentstehung vor allem zu einer Sache von Regeln macht. Wiederum mit Dilthey kann man sagen, dass in den Ausdruck unser persönlicher Lebenszusammenhang (als auch unsere menschliche Entwicklungsgeschichte!) pointiert hinein *wirkt*, wobei diese pointierte Wirkung, wenn man ihren Strängen nachzugehen versucht, in eine Fülle zu führen vermag, in der je nach Analyse Spuren der jeweiligen Kultur, Zeit, der persönlichen Biographie enthalten sein können, unserer Interessen und Vorlieben, unserer Anliegen und Empfindlichkeiten, unserer Stimmung, bis hin zum Erleben, wie gestern oder heute morgen war oder zur Erwartung, was am Abend noch auf mich zukommt. Das Ereignen dieser pointierten Wirkung, die Gendlin mit dem Zeichen der unterstrichenen fünf Punkte kennzeichnet, enthält bereits die Möglichkeit des ›fine tunings‹ mit dem enormen System der unterschiedlichen Gebrauchskontexte der Worte, so dass unser Ausdruck eine präzise Bedeutung im entsprechenden Kontext und Moment haben kann.

Prozess

Wie aber wissen wir dann überhaupt noch, was wir sagen wollen? Wie kommt es, dass wir durch diese ungeheuren Hintergründe nicht versinken in der Fülle der Möglichkeiten. Hier nun kommt Gendlins Betonung des lebendigen Prozesses zum Tragen. Der körperliche Prozess bringt eine *Gerichtetheit* in das Geschehen, das dieses ganz und gar unbeliebig macht. Ein Ausdruck entsteht aus einem lebendigen Hintergrund, der in einer spezifischen Weise spürbar ist. Gendlin bezeichnet diesen stets wirksamen Hintergrund als ›implicit intricacy‹,

14 | Eugene Gendlin: Thinking Beyond Patterns, S. 104f.

wodurch der Gedanke des Lebenszusammenhangs hinsichtlich seiner supra-komplexen Plastizität und Körperimmanenz weiterentwickelt wird. Entscheidend ist, dass der Ausdruck nicht nur aus einem Lebenszusammenhang entsteht, sondern diesen Lebenszusammenhang auch *fortführt*. Diese Auffassungsweise fasst Gendlin in aller Knappheit zusammen, wenn er darauf hinweist, dass: »The next bodily-implied bit of human living is often something that we want to say.«¹⁵

Sprachliches Äussern wird bei Gendlin somit an ein Grundgeschehen gekoppelt, das lebendige Organismen charakterisiert. Das herausragende Merkmal dieses Geschehens beschreibt Gendlin so: »A bit of life process is always also the implying of further bits. Right here ›implies‹ means just this well known and little understood fact.«¹⁶

Es ist gemäss Gendlin das *eine* grundsätzliche Prozessprinzip, dass jedes Geschehen in ein Implizieren hinein geschieht, das sich vom basalen Stoffwechsel- und Wachstumsprozessen bis zum abstrakten Ausdruck vollzieht. In seinem Hauptwerk *A Process Model* zeichnet er eine solche Prozessbewegung nach. Das Prinzip, das den Gang der Untersuchung leitet, wird schliesslich als reflexiv in einem ausgezeichneten Sinn erkennbar: nämlich dass das dargestellte Geschehen in der jeweiligen Darstellung auch funktioniert. Dadurch wird in aller Gründlichkeit demonstriert, welche enorme Entwicklung, die jeweils je jetzt und je neu weiter wirkt, in regelhaften und repräsentativen Strukturen ›funktionieren‹ muss, um sprachliche Bedeutung zu generieren.

Die fünf Punkte Gendlins machen also auf einen grundlegenden Prozess aufmerksam, der jegliche Strukturen und jegliche Zeichensysteme als lebendige Forderung, Implizieren, Brauchen, Meinen hervorgehen lässt. Die Erforschung dieses Prozesses rückt für ihn an die Stelle der traditionellen Suche nach dem »Wesen« der Sprache als »Präsenz« hinter dem Zeichen, als »Sein«, als »Gegenstand«¹⁷. Auf Grund dieses Prozesses wird plausibel, dass es einen entscheidenden (lebenswichtigen) Unterschied machen kann, ob es uns gelingt, zu sagen, was wir meinen bzw. zu sagen brauchen. Die Relevanz unserer Ausdrucksakte hat mit einem Prozess zu tun, der Leben charakter-

15 | Eugene Gendlin: »How philosophy cannot appeal to experience, and how it can«, in: David M. Levine (Hg.), *Language Beyond Postmodernism Saying and Thinking in Gendlin's Philosophy*, Evanston 1997, S. 28.

16 | Eugene Gendlin: *A Process Modell*, University of Chicago 1997, S. 9.

17 | Vgl. Jacques Derrida: *Die différance*, Ausgewählte Texte, Stuttgart 2004, S. 120.

siert, wodurch auch verständlich wird, was auf dem Spiel steht, wenn es misslingt, zu sagen, was wir meinen¹⁸, oder andersrum, welche Tragweite das Gelingen haben kann (z.B. in wissenschaftlichen, kreativen, therapeutischen oder religiösen Kontexten).

Die Brisanz der fünf Punkte liegt also im Auszug aus der üblichen Unterscheidungsgewohnheit, die Sprache nur über die Differenz von Zeichen, Bezeichnetem, von Spur (von etwas), von Regelsystemen zu erfassen sucht. Entsprechend sind Worte für Gendlin nicht mehr befriedigend als Zeichen, sondern als »Geschehnisse« (occurrences) zu denken. Das Geschehnis der Worte ist aus lebendigen Geschehnissen, aus Verhaltensweisen, aus gelebten Situationen erwachsen. Unser eigenes situatives körperlich-verhaltendes Dasein kann sie daher implizieren. Damit können Ausdrücke zu Geschehnissen innerhalb eines lebendigen, hochkomplexen Gesamtkontinuums werden, das sie zugleich weiterführen.

Wie weit Gendlins Prozess von repräsentativen, statischen Leitvorstellungen entfernt ist, wird schliesslich an jenem Geschehen sichtbar, das ihm als Analogie für den Sprachprozess dient:

»We have often said that an explication is not the same as what was implicit. Implying is never to be equated with some structure. Loosely, if we have often seen carry-forwarding by the same thing, we can say it is what the previous moment implies. So hunger implies food. But something else too might carry forward in a new way. (For example, intravenous feeding.) Even if new, carrying forward will be recognizable different. What was implied will then no longer be. In contrast, there is always a vast variety of events which would not carry forward and thus leave the implying unchanged. You are hungry and you go out in the rain. Now you are still hungry. If you are on the way to a restaurant, this going out might be a version of your continuing same hunger which you are carrying forward in a special way – but which must still be carried forward by feeding somewhere some time.«¹⁹

Der Prozess, der sich zwischen ›implying‹ und ›carrying forward‹, z.B. eines Wortes vollzieht, erhellt Gendlin durch eine Analogie, die jenseits des Verhältnisses von Zeichen und Bezeichnetem veranschlagt ist. Die viel treffendere Analogie scheint das Verhältnis von Hunger und Nah-

18 | Vgl. Christine Abbt: Der wortlose Suizid, Die literarische Gestaltung der Sprachverlassenheit als Herausforderung für die Ethik, München 2007.

19 | E. Gendlin: A Process Modell, S. 235.

rungsaufnahme zu sein. Auch hier besteht ein enger, gegenseitiger Verweisungszusammenhang, ohne dass es parallele, statische Entitäten wären, die aufeinander bezogen wären. Aber so wie der Hunger zur Nahrung tendiert und mit ihr zusammenhängt, so strebt, braucht, fordert impliziert, woraus wir sprechen, der weiteren Worte/Symbole. Das Implizierte und das Wort gehören nicht so sehr als Eingefaltetes und Ausgefaltetes, sondern vielmehr als *ein* Vollzug, ein Geschehen zusammen. So wie auch die Blüte nicht als solche im Samen enthalten ist, so führt der Same zur Blüte. Das Beispiel mit dem Hunger macht eine derartige Funktion des Implizierens sowohl hinsichtlich seiner *Offenheit* wie *Gerichtetheit* augenscheinlich. Der Hunger kann durch Jagen und Sammeln bis zur intravenösen Ernährung – je nach Umständen und unterschiedlichen Rahmenbedingungen – »vorwärts getragen« werden, von unzähligen unterschiedlichen »forward moving steps«. Diese können jedoch nicht durch Beliebiges geschehen. Dies macht die Herausforderung aus, der wir zu Beginn begegnet sind. Das zu sagen, was wir sagen wollen, meinen, brauchen muss präzise der darin angesetzten Forderung entsprechen können, damit *es* weitergeht. So wie Hunger nicht vom Parkspaziergang im Regen, ausser man geht in das Restaurant, oder vom Tippen in den Computer, ausser man bestellt online eine Pizza, »befriedigt« werden kann mit all den damit einhergehenden anderen Prozessen (Stoffwechsel und Wachstum), so auch bedarf eines Ausdrucks, der einer genauen Anforderung genügen muss (wie im Gedicht, in der wissenschaftlichen Reflexion, im persönlichen Gespräch). Der Vergleich mit Hunger und Nahrung verweist so auf die Notwendigkeit als auch auf die Präzision des gelingenden Ausdrucksgeschehens, sogar auf die darin enthaltene Möglichkeit der Heilung wie der damit verbundenen Möglichkeit zur Gefährdung, wenn das Verhältnis von Implizieren und geschehenden Worten in keinem weiterführenden Zusammenhang mehr steht.²⁰

Der Rand des Textes, mit dem Derrida spielt, er ist für Gendlin

20 | Stanley Cavell beschäftigt sich ausgiebig mit der Entfremdungsgefahr, die in unserem Sprachgebrauch latent vorhanden ist. Er macht diese an der Analyse von Filmen, Theaterstücken, wie philosophischen Diskursen anschaulich. Seine Grundfrage fasst Maria-Sibylla Lotter folgend zusammen »Wie ist es möglich, in einer Umgebung, die uns zu bestimmten Konventionen verpflichtet, einen verlässlichen Zugang zu einem ›Ort des Unerziehbaren und ›Ungebildeten« zu finden – wie es Nietzsche bezeichnet – so etwas wie den ›Ursinn« der Worte für uns zu entdecken?« Maria-Sibylla Lotter: »Nietzsche in Amerika«, in: D. Gugerli, M. Hagner, M. Hampe, B. Orland, P. Sarasin, J. Tanner (Hg.), Auf der Suche nach

nicht das grossartige Andere, sondern eher ein möglicher dauernder ›Sparring-Partner‹, wenn wir ihn als solchen zulassen. Zu diesem unauffälligen, alltäglichen Rand soll Gendlin selbst ein Schlusswort sagen. Es eignet sich als Schlusswort besonders, weil es die Emphase wiederum nicht auf die Festlegung oder strukturelle Sicherung von Bedeutung legt. Vielmehr betont das Zitat das offene und zugleich gerichtete Geschehen, das mit und zwischen den Worten an ihrer Bedeutung beteiligt sein kann. Damit deutet sich eine weitere Folge für das Entstehen von Bedeutung an: nämlich die Bedeutung einer Praxis, die so selbstverständlich ist, dass man sie leicht übersehen und übergehen kann. Gendlin entwickelte aus seiner Philosophie eine Methodik, die zeigt, dass und wie man diese Praxis üben kann²¹. Sie besteht zunächst schlicht im Einlassen und Achten auf Dadurch vermag eine Relevanz unserer Ausdrücke zu erwachsen, die aus der präzisen Fortsetzbarkeit eines reichhaltigen Lebenszusammenhangs entsteht:

»I seem to know a lot about the open ,since I argue that it is not only at the outer edge of what can be thought, but everywhere, in any little thing and any specific aspect of anything. Do I really know this about *the* open? I had better say there is an open which I do know, which is everywhere and in any little thing. These large edge-notions about a source sound too good. That prevents people from finding it.

Let me return to what is new here: the intricacy in a felt sense, and the little steps. They are not yet widely known. It is not widely known that one can let a come, and that it is a space in which one can expect a small next step to come. If it doesn't come immediately, one can keep still and wait. If one loses hold of the, one can let it come again and return to it again and again, checking back with it, sensing that it gradually becomes a focal implying, a sense for what has not yet come. Little steps come there, after a while a large one too.«²²

der eigenen Stimme. Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte, Zürich, Berlin 2006, S. 45f.

21 | Vgl. Eugene Gendlin: *Focusing*, New York 1982.

22 | E. Gendlin: *How philosophy cannot appeal to experience, and how it can*, S. 303.